

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich Nr. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile ober deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 155.

Mittwoch, den 7. Juli 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Vor fünfzig Jahren.

Vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1847, lebte das deutsche Bürgerthum seiner Revolution entgegen. Niemand wußte, wie sie kommen werde und wann sie kommen werde, aber daß sie kommen werde, darüber waren sich alle vorgeschrittenen Geister einig. Auch in den „höheren Regionen“ fühlte man die Vorboten des kommenden Sturmes, wenn auch der große Staatsnachwächter der heiligen Allianz, Fürst Metternich, glaubte oder zu glauben vorgab, er habe die Weltgeschichte vorläufig zum Stillstand gebracht. Die Poeten und die Philosophen, soweit sie zum bürgerlichen Habitus gehörten oder auch sich in den Anfängen des Sozialismus bewegten, erwarteten die Revolution als ein unvermeidliches Naturereigniß. Börne und Heine hatten sie angekündigt und Herwegh hatte sie im Voraus besungen; Rinkel, Bruß, Freiligrath und hundert andere Poeten deuteten gleich Sehern ihre Vorzeichen. Ruge, Feuerbach und ihre Anhänger suchten ihre Nothwendigkeit philosophisch zu begründen. Ganz in der Stille schufen Marx und Engels das kommunistische Manifest, das die Geburtswehen einer neuen Gesellschaft mit unabwehrlicher Logik aus der historischen Entwicklung unserer allgemeinen Zustände herauslas und den verschiedenen Gesellschaftsklassen ihre Rollen für die bevorstehende Umwälzung zutheilte. Deutschland wurde mit einer Fluth von revolutionären Schriften überschwemmt, von denen diejenigen von Karl Heine die populärsten waren, vielleicht weil sie den Lesern recht wenig Denkarbeit zumutheten.

Das Kleinbürger- und Bauernthum bildete damals zusammen eine gewaltige und breite Masse, die für revolutionären Blindstoff sehr empfänglich war, und immer empfänglicher wurde, je mehr der Druck von oben zunahm. Das Kleinbürgerthum der Städte seufzte unter dem Druck der Bürokratie und unter seinen unerträglichen Staatslasten, der Bauer unter dem Druck der Feudallasten, die noch reichlich genug waren, wenn auch die Leibeigenschaft in fast allen Staaten beseitigt war.

Die Herrschenden wurden erschreckt durch die gewaltigen Ausbrüche des Volkszornes, durch die Aufstände und Tumulte, die namentlich unter Arbeitern und Bauern durch das wirtschaftliche Elend veranlaßt wurden. In Böhmen und Schlesien hatte man schon vorher die Weberaufstände gesehen; jetzt kamen in den Städten noch die vom Hunger veranlaßten Unruhen dazu. Das ganze Jahr 1847 ist erfüllt von solchen und die Befürchtung eines größeren Ausbruchs war es denn auch wohl, die den König von Preußen auf dem vereinigten Landtage veranlaßten, zu versichern, daß er in den künftigen Katastrophen an dem alten Absolutismus festhalten werde und daß sich kein Blatt zwischen ihn und den Herrgott im Himmel drängen solle, „um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen.“ Man sprach in den oppositionellen Kreisen von der künftigen Verfassung als von einer Errungenschaft, die dem Bürgerthum nicht mehr entgegen käme, nachdem Johann Jacoby mit seinen „Vier Fragen“ ein ganz neues politisches Leben angeregt hatte.

Die Ungebuldigen verzweifelten aber an der Revolution, denn sie wollte ihnen nicht den Gefallen thun, gerade zu der Stunde zu erscheinen, die sie für dieselbe angefaßt hatten. Sie schalten über den „deutschen Michel“ und glaubten, daß nur dessen Trägheit die große Katastrophe, von der sie Alles erwarteten, hinauschiebe. Am ungeduldigsten waren natürlich die zahlreichen Flüchtlinge, die sich an den deutschen Grenzen aufhielten, denn sie hatten aus der Revolution eine Lebens- und Existenzfrage gemacht.

Und plötzlich kam die Revolution. Im Februar 1848 schlug zu Paris der Blitz in das Pulverfaß und der Brand wälzte sich über halb Europa. Das deutsche Bürgerthum erhob sich, aber nur, um den Beweis zu liefern, daß eine Menge von den Leuten, die vorher die Revolution in allen Tonarten besungen hatten, nunmehr erschrakten, als sie sich endlich wie eine Lawine in das Sand wälzte.

Wie die Schwäche des Bürgerthums und der Egois-

mus der Bauernschaft bewirkten, daß die Errungenschaften der Revolution nur zum geringsten Theil gewahrt werden konnten, das zu schildern, gehört nicht hierher. Aber wir wollen den Zustand vor fünfzig Jahren mit dem heutigen vergleichen. Das Bürgerthum, das damals sich in Waffen erhob, macht heute seine eigenen Jugendsünden der Sozialdemokratie zum Vorwurf und glaubt, diese wisse nichts Besseres zu thun, als in die Fußstapfen der alten bürgerlichen Demokratie und des mildgewordenen Liberalismus von 1847 zu treten. Man bezeichnet die Sozialdemokratie, die noch nie zur Gewalt gegriffen hat und auch nicht zur Gewalt zu greifen gedenkt, allgemein als Umsturzpartei, obgleich sie eine Partei der Propaganda ist und den Klassenkampf auf dem gesetzlichen Wege führt. Gar zu gern möchte man sie mit Waffengewalt niederwerfen, wie man mit der alten Demokratie gethan hat, und nichts kann gewaltthätiger Junker und Eisenfresser so sehr erbittern, wie der Umstand, daß sich die Sozialdemokratie nicht auf die Straße begiebt und Barrikaden baut, um sich mit Magazingewehren und Schnellfeuergeschützen niederzuschmettern zu lassen.

Wenn sonach häufig die Phrase gebraucht wird: „Wir stehen am Vorabend einer Revolution, wie 1789 und 1847“, so ist dies ganz sinnlos. Denn die Revolution von heute ist eine ganz andere; auch stehen wir nicht an ihrem Vorabend, sondern wir befinden uns mitten in derselben. Sie wird nicht in romantischen Straßenkämpfen ausgefochten, sondern sie vollzieht sich auf sozialökonomischem Gebiet. Der Kapitalismus jagt die Reste der alten Produktionsform vollkommen auf und beginnt sich innerlich bereits selbst zu zerlegen. Eine neue Form für die ganze Gesellschaftsorganisation ist im Werden; der Inhalt ist schon vorhanden. Die Sozialdemokratie hat die Aufgabe, die Arbeiterklasse geistig auf die Zeit vorzubereiten, in der das Alte sich aufgelöst und die Hauptaufgabe bei den Neugebaltungen Denjenigen zufällt, die heute unter dem Druck des Kapitalismus schmachten.

Man kann bei weniger Aufmerksamkeit leicht erkennen, wie falsch Derjenige urtheilt, welcher die Sozialdemokratie nur als einen Abklatsch der alten bürgerlichen Demokratie betrachtet. Denn inzwischen sind ganz andere Faktoren in Wirksamkeit getreten, nämlich vor Allem der Großkapitalismus, der die Gesellschaft nivellirt und die Privilegien der herrschenden Klassen in die Hände weniger Wenigen bringt, welche einst zum Gedeihen des Ganzen auf eben diese Privilegien werden verzichten müssen.

Die Situation hat sich in diesem halben Jahrhundert gänzlich verändert und das kommende Jahrhundert wird die nothwendigen neuen Formen erstehen sehen. Gegen diese mächtige Umwälzung, deren Ausgang die endliche Beseitigung der Klassenherrschaft sein wird, wissen die Regierungen und die herrschenden Klassen nur die alten Mittel anzuwenden, die Verkümmern der freien Meinungsäußerung und was damit zusammenhängt, grade als ob wir noch 1847 schrieben. Wenn schon damals diese Mittel nicht ausreichten, wie sollen sie ausreichen in diesen Tagen, da keine Verschwörungen und Aufstände, sondern sozialökonomische Veränderungen die Umwälzung bewirken?

Wägen unsere Feinde thun, was sie nicht lassen können! Wir sind der Zukunft um so sicherer.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Der Entschuldigungszeitel, den die „Nordb. Allg. Ztg.“ dem Herrn v. Podbielski — der „Klabberadatsch“ nennt ihn scherzweise „Postbielski“ — auf den Weg gegeben hat, findet in Friedrichsruh keine Gnade, so wenig wie die Ernennung selbst. Was die Sache nun liegen, wie sie will, in Friedrichsruh hat man jedenfalls kein Recht, darüber Glossen zu machen, denn dort lebt ein Mann, der vom — Deichhauptmann zum Bundestags-Gesandten umgewandelt wurde und später nicht bloß deutscher Reichskanzler, sondern auch preussischer Handelsminister wurde. Sehr verstimmt hat auch in Friedrichsruh, daß England und Frankreich Deutschland gegenüber offiziös als „vorgeschrittene“ Länder gerühmt werden. Leider hat die „Nordb. Allg. Ztg.“ in dieser Beziehung vollständig Recht: politisch sind beide Länder viel weiter vorgeschritten als Deutschland. Dies könnte allerdings anders sein, wenn in Deutschland nicht ein ehemaliger Deichhauptmann mit junkerlichen Anschauungen über dreißig Jahre lang reaktionäre Politik gemacht hätte.

Des neuen General-Postmeisters erste Thaten. Der „Frankf. Volksstimme“ wird berichtet: General-Postmeister v. Podbielski, der neuernannte Staatssekretär, traf hier ein und begab sich mit dem Fuhrwerk des Herrn Stadtrath Meßler zu dem Oberpostdirektor v. Tomforte in das Hauptpostgebäude. Wie verlautet, sollen verschiedene Aenderungen an den Uniformen und Abzeichen der Beamten und Briefträger vorgenommen werden. Die Landbriefträger sollen zu ihrem besonderen Schutze Säbel bekommen. — Nun sage noch einer, der neue Postbeherrscher verstehe sich nicht auf die im Postwesen nöthigen Reformen!

Die Herrschaft des Dreizacks. Unter dieser Stichmarke wird der „Freist. Btg.“ aus Berlin vom 1. Juli geschrieben:

Der Dreizack gehört in unsere Faust! — Das steht zwar nicht im sog. Bielefelder Programm, mit dessen Alles und Nichts sagenden Allgemeinheiten die Reaktionsäre aller Schattirungen jetzt fröhlich kreiben; man darf sich aber doch nicht darüber täuschen, daß der neueste Kurs unter dem Zeichen des Dreizacks stehen wird. So wenig verbürgt im Einzelnen die verschiedenen scharfen Aeußerungen sind, die man dem obersten Kriegsherrn zu Wasser und zu Lande nach der Ablehnung der Kreuzer durch den Reichstag zugeschrieben hat, so sicher ist doch, daß die erregte Stimmung, die den Kaiser wiederholt wegen ihm nicht gefallender Voten des Reichstags beherrscht hat, mit der diesjährigen Abstimmung über den Marineetat stark gesteigert und dauernd geblieben ist. Wägen nun die Worte von den „vaterlandslosen Gesellen“ und dem „Klabberadatsch“, der kommen muß, genau so oder etwas anders gefallen sein, die herrschende Auffassung wird dadurch jedenfalls zutreffend gekennzeichnet.

Uebrigens ist ja der angekündigte Klabberadatsch, der als eine Art Berschmetterung innerhalb der Regierung gedacht war, zum größten Theil inzwischen eingetreten. Hollmann, Marschall, Voetticher sind fort, das genügt für den Anfang. Und wenn man sich nicht recht denken kann, weshalb gerade diese Männer dem Dreizack zum Opfer gefallen sein sollen, so muß man nicht vergessen, daß es menschlich ist, zu glauben, neue Männer würden mehr können als die alten, die auf Grund langer Erfahrung zur Mäßigung und Bescheidung rathen und längst den Glauben und die Lust verloren haben, ohne Aussicht auf Erfolg gegen parlamentarische Mehrheiten anzutreten. Natürlich haben bei den Veränderungen, die sich jetzt vollzogen haben und noch vollziehen, auch andere Gesichtspunkte mitgewirkt, aber es waltet doch immer auch ein gewisser ursächlicher Zusammenhang ob zwischen der gewünschten Herrschaft des Dreizacks und der Bekämpfung des Umsturzes und der Annäherung an das agrarische Junkerthum. Beides sind Hilfsaktionen zu dem Hauptzweck, den aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenem Reichstag gefügig zu machen und ihm das Verständniß für die Nothwendigkeit einer größeren Flotte zu eröffnen. Das haben auch die Agrarier sehr gut begriffen; der Umschwung, der sich bei ihnen von fröndlicher Abneigung gegen neue Kriegsschiffe bis zum maritimen Bewilligungseifer innerhalb eines Jahres vollzogen hat, war ja höchst auffällig. Daß sie die Umsturzbekämpfung mitmachen, entspricht auch der Erfüllung ihrer wirtschaftlichen Ideale. Den Dreizack in der einen Faust und ein dickes Tauende zur Bekämpfung des Umsturzes in der anderen, das ist ein politisch stilvolles Ensemble, in dem Meister Vegas nächstens den mit Recht so beliebten Regier darstellen könnte.

Ein sehr patriotisches Blatt will wissen, daß in Kiel die Grundzüge des von Tirpitz entworfenen Flottenplanes mit den leitenden Personen besprochen sei. Wohl möglich. Vorbereitet wird für die maritime Campagne, die im Herbst im und gegen den Reichstag beginnt, alles Mögliche. Der Admiral Tirpitz hat es schon, als er Chef des Stabes im Oberkommando war, sehr wohl verstanden, gute Beziehungen zur Presse zu unterhalten. Er wird das als Staatssekretär erst recht verstehen, und wenn wir recht unterrichtet sind, so ist im Reichsmarinement bereits eine Abtheilung für die Presse organisiert, zu deren Leitung ein Kapitän berufen worden ist. Wir machen daraus dem neuen Staatssekretär des Reichsmarinements nicht etwa einen Vorwurf. Es heißt wirklich, die Bedeutung der Presse für das gesammte öffentliche Leben unterschätzen, wenn man einer Regierung

verwehren wollte, sich dieses wichtigsten Mittels der Aufklärung und Belehrung zu bedienen, das als Mit- und Vorarbeiter auf keinem Gebiete des öffentlichen und geschäftlichen Lebens mehr zu entbehren ist. Die Abneigung gegen das, was man offizielle Presse nennt, stammt bei uns wesentlich aus der Bismarck'schen Zeit, wo sie Quelle und Trägerin der politischen Gehässigkeit war. In unabhängiger und loyaler Weise ihre Politik auch in der Presse zu vertreten, kann man keiner Regierung verwehren; das wäre unbillig und praktisch undurchführbar; man müßte den Mitgliedern der Regierung geradezu den Mund verbieten. Auffällig ist allerdings, daß ein dem Reichskanzler untergeordnetes Spezialressort, wie das Marineamt, sich eine eigene Abtheilung für das Pressewesen schafft. Da kann die vielgesuchte Einheitlichkeit der Regierung leicht Schaden leiden, und es können leicht Konflikte entstehen, wenn der Staatssekretär des Reichsmarineamts allzu selbstständig auch publizistisch operiert. Das läßt immerhin interessante Rückschlüsse auf die Stellung zu, die dem Reichsmarineamt jetzt überhaupt beschlehen sein soll.

Leicht wird ja die Aufgabe der zur Journalistik abkommandirten Herren der Marine nicht sein. Sie finden nicht einmal wie der zur Leitung des Postwesens kommandirte früherer General einen Stab hervorragender Mitarbeiter vor und, was die Hauptsache ist, sie übernehmen eine sehr schlechte Erbschaft. Die Stimmung machende und Aufklärung über die Nothwendigkeit einer größeren Flotte schaffende Thätigkeit, die doch wohl beabsichtigt ist, kommt zu spät. Durch die ausdringlichen Rathgeber und Parteigänger, die in exaltirter Flottenbegeisterung mit erschreckenden Bahnen und mit wilden Drohungen und Staatsstreikideen in den letzten Jahren um sich geworfen haben, ist eine solche Summe gut befestigten Mißtrauens hervorgerufen worden, daß die Arbeit, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, recht schwer sein dürfte. Wir haben auf dem Gebiete der Flotte so viel Ueberraschungen erlebt, daß eine besondere Ueberredungskunst dazu gehören würde, das Vertrauen zu einem ruhigen besonnenen Ausbau wieder herzustellen. Politiker sind auch Menschen und die Abgeordneten sind häufig nicht Politiker, sondern nur Menschen und unterliegen auch der Verbitterung und der menschlichen Stimmung, die gegenüber einer drohend erhobenen Faust sagt: Nun grade nicht. Ein einziges Wort wie das von den „vaterlandslosen Gesellen“, Drohungen mit einem großen Kladderadatsch und die Beschimpfungen, denen die Mehrheit des Reichstages von den maritim Begeisterten ausgesetzt war, die haben mehr geschadet und verdorben als verschiedene Pressabtheilungen wieder gut machen können. Auch der Anschauungsunterricht an der Hand populär gehaltener bildlicher Darstellungen versagt als ein überaus friedliches Mittel der Belehrung seine Wirkung, wenn die zum Anschauungsunterricht Eingeladenen unter dem Druck harter und ungerechter Bedrohungen stehen.

Herr v. Bötticher hat ein Hand schreiben vom Kaiser mit auf den Weg bekommen, worin er als „lieber Staatsminister“ angeredet wird. Er erhält „besonderen Dank für die hingebende Treue, mit welcher Sie die Ihnen übertragenen verantwortungsvollen Ämter so erfolgreich verwaltet haben“. Seine „bewährte Kraft“ soll „anderweit im Staatsdienst“ verwendet werden. Der Kaiser hofft, v. Bötticher werde seine „hervorragenden Dienste“ noch lange Zeit zur Verfügung stellen.

Herr Dr. Fischer bleibt. Nachdem zum Staatssekretär des Reichspostamts der General v. Bobbelski ernannt worden ist, wird, so schreibt die „Mit. Pol. Korr.“, die Frage „lebhaft erwogen“, ob der Unterstaatssekretär Dr. Fischer sich veranlaßt fühlen dürfte, seine Entlassung einzureichen. Während einerseits der Standpunkt vertreten wird, Herr Fischer könne nicht gut, nachdem er selbst wochenlang in der Deffentlichkeit als voraussichtlicher Nachfolger Stephan's geolten habe, sein „anerkannt großes technisches Sachverständniß“ unterordnen einem Staatssekretär, der in der Postverwaltung vollständiger Neuling sei, erklären „Ander“, das Amt eines Staatssekretärs liege so außerhalb der Linearfolge der Beamtenbeförderung, daß Niemand sich durch eine derartige Ernennung verlezt fühlen könne. Von dem neuernannten Staatssekretär des Reichspostamtes wird versichert, daß er den „größten Werth“ darauf lege, Herrn Dr. Fischer in der bisherigen Stellung weiter wirken zu sehen mit dem „unzweifelhaften Erfolge“, der diesem „bewährten Kampfgenosse des Herrn v. Stephan“ bereits durch viele Jahre zur Seite gestanden. — Diese Auslassungen spiegeln augenscheinlich die Anschauungen wieder, die Herr Dr. Fischer veranlassen werden, zu bleiben. Unter seinen Erfolgen ist jedenfalls einer der größten der, daß der Postassistentenverband trotz aller Maßregelungen jetzt auf mehr als 10 000 Mitglieder gestiegen ist. Zur Zeit scheint Dr. Fischer schwer Leidend zu sein. Denn er hat, wie es heißt, einen Urlaub von einem halben Jahre bewilligt erhalten. Er würde also nach seiner Genesung im Januar wieder in den Dienst zurückkehren; wenn die Verathung des Postetats im Reichstage erfolgt, kann er also seinem neuen Chef hilfreich zur Seite stehen.

Zur Militärstrafprozessordnung. Im offiziellen Sperrdruck theilt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ mit, sie sei „in der Lage mitzutheilen, daß das preussische Staatsministerium vor kurzem einen Bericht an Se. Maj. den Kaiser erstattet hat, in dem gewisse Modifikationen des Entwurfs in Vorschlag gebracht werden. Da eine kaiserliche Entscheidung bisher nicht erfolgt ist, so kann von einer Festlegung der preussischen Stimme allerdings noch nicht die Rede sein. Wir glauben aber versichern

keiner Fassung zustimmen wird, die mit seiner im vorigen Jahre im Reichstage abgegebenen Erklärung unvereinbar wäre“.

Die Erklärung des Fürsten Hohenlohe im Reichstage vom 18. Mai 1896 lautete:

Der Entwurf der Militärstrafprozessordnung wird vorbehaltlich der Besonderheiten, die die militärischen Einrichtungen erfordern, auf den Grundrissen der modernen Rechtsanschauung aufgebaut sein.

Demnach ist zu bemerken: entweder entspricht erstens der Entwurf nicht den Grundrissen der modernen Rechtsanschauung, oder er hat ihnen früher entsprochen, ist aber jetzt „modifizirt“ worden; die kaiserliche Zustimmung ist zweitens bisher nicht erteilt worden; Kanzler Hohenlohe gedenkt drittens sein Wort zu halten. Was aus diesem Wirrwarr herauskommen soll, darf man mit einer gewissen Spannung erwarten. Vielleicht wissen wir's in zehn Jahren schon!

Die konservative Presse verstimmt. In der „Zeit“ schreibt Herr v. Gerlach: Die konservativen Blätter verfolgen die „Zeit“ auf's eifrigste. Nichts in ihr entgeht ihnen. Und wenn sich irgendwo, und wäre es in der Abonnements-Einladung, eine Stelle findet, bei der sie ihrer Ansicht nach einhalten können, so thun sie es sicherlich. Namentlich die „Kreuzzeitg.“ thut das mit Vorliebe, wobei sie, um uns ihre Mißachtung zu erweisen, uns in der Regel den Platz unter dem Striche anweist. Uns kann solche Aufmerksamkeit natürlich nur recht sein. Auffällig aber ist es, daß die konservativen Blätter da, wo sie geradezu die Pflicht hätten, auf Fragen zu antworten, die wir ihnen gestellt haben, plötzlich in eifriges Schweigen verfallen.

Ich habe vor einiger Zeit den meines Erachtens unüberleglichen Beweis erbracht, daß die konservative Partei und die konservative Presse, die „Kreuzzeitung“ an der Spitze, das Tivoliprogramm in einem entscheidenden Punkt außer Kraft gesetzt haben. Naumann hat am 1. Juli in dem Artikel „Konservative Wandlungen“ darauf hingewiesen, daß das Eintreten der Konservativen für das neue Sozialistengesetz gegen ihr Programm verstöße. Alles das lassen sie sich ruhig sagen, ohne auch nur mit einem Wort darauf zu erwidern. Sie können freilich nichts erwidern.

Auch im „liberalen“ Waden wird das Vereinsrecht immer mehr verkürzt. Während vor einigen Jahren noch der Vertreter von Straßburg auf badischem Boden unter freiem Himmel vor 15000 Personen Bericht über seine parlamentarische Thätigkeit erstatten konnte, werden nun seit längerer Zeit keine sozialdemokratischen Versammlungen unter freiem Himmel mehr gestattet. Das Bezirksamt Kehl hat jetzt auch, wie uns geschrieben wird, wohl wissend, daß das Ministerium zu Karlsruhe allen freiheitsfeindlichen Maßregeln sicheren Rückhalt gewährt, den einzigen unserer Partei zur Verfügung stehenden Saal der „Sonne“ in Neumühl für b a u f ä l l i g erklärt und die Zahl der zugelassenen Personen auf ein Minimum beschränkt. Es kann uns ja nur angenehm sein, wenn die badische Regierung zu dem Zugeständniß gezwungen wird, daß zwischen ihrem Scheinliberalismus und der offenen Reaktion in Preußen und Sachsen kein wesentlicher Unterschied mehr besteht. Unsere badischen Genossen werden gewiß nicht verfehlen, diese reaktionären Maßnahmen im demnächst entbrennenden Landtagswahlkampf als scharfe Waffe gegen die Majoritäts- und Regierungspartei, den Nationalliberalismus, zu gebrauchen und das verantwortliche Ministerium des Innern im Parlament selbst ordentlich beim Kragen zu fassen.

Pastor Kötschke, der seines Amtes entsetzt, aus Songershausen, übernimmt die Redaktion der nationalsozialen Zeitung in Erfurt.

Zur Nachwahl in Wiesbaden. Der Vertrauensmann unserer Partei im 2. nassauischen Wahlkreise, Genosse Gul in Wiesbaden schreibt:

Wohl überall hat der Ausgang der Wiesbadener Nachwahl in den Reihen der Genossen Enttäuschung hervorgerufen und der Bourgeoisepresse willkommenere Gelegenheit gegeben, über den Rückgang der Sozialdemokratie zu faheln.

Nun ist aber der Rückgang der Stimmen, an und für sich betrachtet, gar nicht erheblich und könnte schon durch die weniger intensive Wahlbetheiligung bei einer Nachwahl keine vollständige Erklärung finden, wenn nicht gleichzeitig ein ganz bedeutendes Anwachsen der freisinnigen Stimmen stattgefunden hätte. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die freisinnige Partei ihren Stimmenzuwachs auf keinen Fall dem Rückgang an sozialdemokratischen Stimmen verdankt.

Um die letztere Erscheinung zu begreifen, müssen wir zunächst die ungünstigen Verhältnisse ins Auge fassen, welche unsere Agitation an allen Orten hinderten und oft geradezu unmöglich machten. In den 108 Ortschaften des Wahlkreises gelang es uns nur mit äußerster Anstrengung, in dreien ein Versammlungslokal zu bekommen, während uns sonst allenthalben von Pastoren, freisinnigen Dorfschulzen und sonstigen gesinnungstüchtigen Männern die Lokale abgetrieben oder von vornherein mit Rücksicht und unter speciellem Hinweis auf diese Faktoren verweigert wurden.

Unter diesen Umständen blieb uns nur das eine Mittel, den verleumderischen Angriffen der Gegner in deren Versammlungen selbst entgegenzutreten. Aber selbst dies wurde von den Gegnern vereitelt, indem uns das Zentrum gar keine und der der „Freisinn“ höchstens 5 und 10 Minuten Redefreiheit gewährte, welche noch durch Lärmen und Zwischenrufe vollständig illusorisch gemacht wurde. Dagegen griffen die freisinnigen Agitatoren und

Partei und ihren Kandidaten in persönlich gehässiger Weise an.

Um den Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen zu erklären, sind die erwähnten Chitanen der Gegner bei der Agitation auf dem Lande weniger von Bedeutung, als verschiedene andere Ursachen, welche in den ökonomischen Verhältnissen und in einem großen Theil der Genossen selbst ihren Grund haben. Zunächst muß hervorgehoben werden, daß die Streikbewegung des letzten Jahres (der Schuhmacher, Maurer u.) bei dem hiesigen Vorherrschenden des Kleinhandwerks viele Meister vor den Kopf stieß und selbst indifferente Kreise gegen uns einnahm. Dann aber hat uns der Maurerstreik auch direkt insoweit geschädigt, als mindestens 300—400 wahlberechtigte Genossen zur Zeit der Wahl auswärtig in Arbeit standen. Hierzu kommt noch, daß am 9. Juni, dem Tage der Wahl, in unserem Wahlkreise mindestens 900 Reservisten eingezogen wurden.

Der Hauptanfall der Stimmen aber ist dem geradezu leichtsinnigen Verhalten einer großen Anzahl von Genossen zuzuschreiben, welche in vollem Siegesbewußtsein es nicht für nöthig hielten, bei der Hauptwahl zu stimmen. Daß wir uns hierin keinen Illusionen hingeben, beweist die Vergleichung der abgegebenen Stimmen mit den Wählerlisten, welche eine äußerst minimale Wahlbetheiligung der arbeitenden Bevölkerung ergibt.

Und nun zur Stichwahl und dem diesbezüglichen Beschluß der Wiesbadener Genossen auf Wahlenthaltung. Wem von den Genossen nach der bereits gegebenen Kennzeichnung der Wiesbadener Abart von Freisinn noch nicht erklärlich ist, daß der obige Beschluß das menschenunwürdige ist, was man an Schonung für einen solchen Gegner leisten kann, dem wollen wir noch weitere Proben dieses Freisinns zu kosten geben. Zunächst verdient noch in dieser Hinsicht das Verhalten der Freisinnigen bei der Stichwahl im Jahre 1893 Erwähnung, indem damals die freisinnige Volkspartei beinahe Mann für Mann für den nationalliberal-freisinnigen Köpp stimmte, trotzdem es sich um Bewilligung oder Nichtbewilligung der Militärorlage drehte. Sodann gefiel sich die „Frankfurter Zeitung“ darin, vor und nach der Hauptwahl den sozialdemokratischen Kandidaten persönlich derart zu verunglimpfen, daß man deutlich auf dem Grunde ihrer schönen Seele die Rache über die Enthüllungen des Genossen Quack lesen konnte.

Zum Schluß wollen wir noch des freisinnig-nationalliberalen Stuhndekers erwähnen, wonach die freisinnigen Wähler in Nüdesheim im nächsten Jahre für den nationalliberalen Landtags-Abgeordneten stimmen wollten, wenn ihnen bei der jetzigen Stichwahl die nationalliberalen Stimmen zufielen.

Hoffentlich ist nach diesen vollständig sachgemäßen Ausführungen das Vorgehen der Wiesbadener Genossen dem Fernstehenden menschlich näher gerückt und ihr Abweichen von der sonst wohl üblichen Taktik zur Genüge gerechtfertigt.

Im übrigen aber wird das Resultat vom 9. Juni von vielen tüchtigen Parteigenossen mit einer gewissen Genugthuung aufgenommen, da es den Genossen zeigt, wie sehr die Agitation in der Stadt selbst darnieder gelegen hat. Schon spornt die Scham über die erlittene Niederlage die Genossen zu neuer Thalkraft an und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so werden wir im nächsten Jahre bereits die erlittene Schlappe wieder wegt machen.“

Aus dem gothaischen Landtag. Unter dem 2. Juli wird aus Gotha geschrieben:

Der Domäne-Stat des Herzogthums schließt mit einem nicht unbedeutenden Defizit ab. Ueber die Ursachen desselben giebt es nur ein Urtheil in der Bevölkerung — es ist der ungeheure Hochwildestand in den Domänenforsten, welcher den ganzen Waldbestand verunstaltet. Das Hochwild frisst die 10—20jährigen Pflümler an, d. h. es schält dieselben. An der Stelle, wo ein solcher Baum angegriffen ist, fließt das Harz aus und der Baum verkrüppelt. In den, einen großen Theil des Thüringer Waldes ausmachenden Domänenforsten ist fast der gesammte Forst verunstaltet, so daß die Erträge noch immer geringer werden müssen.

Der verstorbene Herzog hatte unter anderen Passionen auch die der Jagd, und der Wildstand erlangte unter seinem Regime eine ganz enorme Höhe. Auch die Neupflanzungen werden durch das Hochwild arg geschädigt, indem es jedes Jahr die frischen Triebe abfrisst. Im Gegensatz zu der Plage der Hirsche u. wird der arme Mann hart bestraft, wenn er, um sich und den Seinen im Winter eine warme Stube zu machen, beim Holzlesen, oder im Sommer beim Streuholen u. das harte Fortgesetz im geringsten übertritt. Als der neue Herzog die Regierung antrat, glaubte ein Theil der Bevölkerung, daß es in dieser Beziehung besser werde, doch das gerade Gegenteil ist eingetreten. Zudem hat sich der neue Fürst einen neuen Oberlandjägermeister gewählt, der an aristokratischen Gepflogenheiten mit den Iphenpligen, Wögen, Alindowström, Stumm u. wetkeifert. Dieser Herr von Trüschler ist der Sohn des 1848 in Mannheim erschossenen Märtyrers der Freiheit, Adolf v. Trüschler. Die Helden von 1848 haben kein Glück mit ihrem Nachwuchs.

Einstimmig hatte die Kommission den berechtigten und energischen Beschwerden der Sozialdemokraten, denen auch andere Abgeordnete sich anschlossen, in einer fernigen Resolution Ausdruck gegeben, und in der vorgelegten Etatsdebatte ging ein wahres Gewitter nieder, das sich weniger gegen die Minister, als gegen eine höhere Stelle wendete. Die Sozialdemokraten führten den Reigen.

der Lage der betreffenden Unterbeamten und Arbeiter ein; der von ihr vorgelegte Antrag wird besagt:

„Der Landtag wolle beschließen, die Staatsregierung zu ersuchen:

1. Das Gehalt der Forstschutzbeamten vom Tage der unwiderrüflichen Anstellung an auf 100 Mk. festzusetzen.

2. Den in den Domänenforsten und Bureauz beschäftigten Arbeitern im Tagelohn 3 Mk. zu gewähren und die Alfordlöbne so zu stellen, daß der Durchschnittslohn nicht unter 3 Mk. per Tag herabgeht. Für jugendlich, alte und invalide Arbeiter sind Ausnahmen zulässig.

3. Die Dauer der täglichen Arbeitszeit beträgt zehn Stunden.

4. Kinder unter 14 Jahren dürfen nicht beschäftigt werden.

Dieser Antrag wurde nach längerer Debatte gegen die Stimmen der Sozialdemokratie abgelehnt, dagegen ein Antrag, Tagelohn und Alfordlöbne nicht unter 2,50 Mk. zu normieren, mit den übrigen Bestimmungen des Antrages vom 1. angenommen. Die Gehälter der Förster und Oberförster wurden dagegen beträchtlich erhöht. Bei allen diesen Fragen tritt der Klassenstandpunkt scharf hervor, denn während alle Beamte ihre Erhöhung des Gehalts nun auch tatsächlich bekommen, schwächen die Herren Freisinnigen, im Verein mit den von ihnen angeblich so gehassten Agrariern, den Antrag zu Gunsten der Arbeiter noch so ab, daß die Regierung nur bemüht sein solle, in dieser Richtung thätig zu sein.

Ein weiterer Erfolg unserer Genossen ist der, daß der Antrag, in jeder Spielzeit des Theaters (10. Januar bis 10. April) 10 Volksvorstellungen an Sonntagnachmittagen mit dem Preise von 40 Pf. pro Platz zu geben, nach einer Verminderung der Zahl der Vorstellungen auf 7 einstimmig angenommen wurde. Andererseits hat sich der Landtag dadurch, daß er einen Antrag des Abg. Bock zu der von der Regierung beantragten obligatorischen Einführung der Fortbildungsschulen, den Unterricht mit Ausschluß des Sonntags nur in die Tageszeit von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr zu verlegen, ablehnte, verländigt, ob schon die Regierung selbst keine Bedenken hatte. In allen diesen Fragen gehen Freisinnige und Agrarier Hand in Hand, so daß man dieselben kaum von einander unterscheiden kann.

Vom „nationalen Schwein.“ Das Junkerthum hat einen neuen Erfolg auf Kosten der Armen und Armenisten zu verzeichnen. Die Grenze wird diesen Herbst für Schweineinfuhr versuchsweise gesperrt! Dies theilte der Bürgermeister Schneider in Kattowitz in der letzten Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung als Ausspruch des Vertreters der Regierung, Oberregierungsrat von Heydebrand und der Lasa mit, der vor einigen Tagen in Sachen der Gänse-Quarantäne-Station in Kattowitz weilte. Der „Oberschles. Anzeiger“, der diese Mittheilung bringt, bemerkt dazu: Obgleich wir an der Thatsache nicht mehr zweifeln können, wäre die Maßnahme im Interesse der Bevölkerung des Industriebezirks höchst bedauerlich, da die Thatsache unabwieslich feststeht, daß die inländischen Landwirthe den Bedarf an Schweinen nicht entfernt zu decken im Stande sind. Ob die Mittheilung sich auf die ganze Grenze oder nur auf die Oberschlesische bezieht, ist nicht klar.

Die Ausführungsbestimmungen zum Margarinegesetz. Der vom Bundesrath in seiner Sitzung am Freitag genehmigte Entwurf von Ausführungsbestimmungen zum Margarinegesetz bestimmt, daß, um die Erkennbarkeit von Margarine und Margarinekäse, die zu Handelszwecken bestimmt sind, zu erleichtern, den bei der Fabrikation zur Verwendung kommenden Fetten und Oelen Sesamöl zuzusetzen ist. 100 Gewichtstheile der angewandten Fette und Oele muß die Zufugmenge bei Margarine mindestens zehn Gewichtstheile, bei Margarinekäse mindestens fünf Gewichtstheile Sesamöl betragen. Für die vorgeschriebene Bezeichnung der Gefäße und äußeren Umhüllungen, in denen Margarine, Margarinekäse und Kunstschmelzfett gewerbsmäßig verkauft oder feilgehalten wird, sind Muster aufgestellt mit der Maßgabe, daß die Länge der die Inschrift umgebenden Einrahmung nicht mehr als das Fünffache der Höhe, sowie nicht weniger als 30 Zentimeter und nicht mehr als 50 Zentimeter betragen darf. Bei runden oder länglich runden Gefäßen, deren Deckel einen größten Durchmesser von weniger als 35 Zentimeter hat, darf die Länge der die Inschrift umgebenden Einrahmung bis auf 15 Zentimeter ermäßigt werden. Der bandförmige Streifen von rother Farbe in einer Breite von mindestens 2 Zentimetern bei Gefäßen bis zu 35 Zentimetern Höhe und in einer Breite von mindestens 5 Zentimetern bei Gefäßen von größerer Höhe ist parallel zur unteren Handfläche und mindestens 3 Zentimeter von dem oberen Rande entfernt anzubringen. Der Streifen muß sich oberhalb der Inschrift befinden und ohne Unterbrechung um das ganze Gefäß gezogen sein. Er darf die Inschrift und deren Umrahmung nicht berühren und auf den das Gefäß umgebenden Reifen oder Leisten nicht angebracht sein. Der Name oder die Firma des Fabrikanten, sowie die Fabrikmarke sind unmittelbar über, unter oder neben der Inschrift anzubringen, ohne daß sie den rothen Streifen berühren. Die Anbringung der Inschriften und der Fabrikmarke erfolgt durch Einbrennen oder Aufmalen. Werden die Inschriften aufgemalt, so sind sie auf weißem oder hellgelbem Untergrunde mit schwarzer Farbe herzustellen. Die Anbringung des rothen Streifens geschieht durch Aufmalen. Die Inschriften und

an mindestens zwei sich gegenüberliegenden Stellen, falls das Gefäß einen Deckel hat, auch auf der oberen Seite des letzteren, bei Fässern auch auf beiden Böden anzubringen.

Die Vorschriften über die Anbringung der Inschriften und der Fabrikmarke finden sinngemäße Anwendung auf die beim Einzelverkauf verwendeten Umhüllungen und auf die Bezeichnung der wärfelförmigen Stücke.

Mehr können die Agrarier nicht verlangen!

England.

Der parlamentarische Ausschuss zur Untersuchung des Einfalls des Dr. Jamieson hat am Dienstag eine geheime Sitzung abgehalten, in der beschlossen worden ist, daß die Sitzung am Freitag öffentlich sein solle, daß Miss Flora Shaw, die bekannte Mitarbeiterin der Londoner Times und Dr. Rutherford Harris, der Rechtsanwalt der Chartered Company, nochmals ins Kreuzverhör genommen und ihrer Drahtungen wegen befragt werden sollen. Miss Shaw stand nämlich in direktem Verkehr mit Rhodes, der ihr aus Südafrika Mittheilungen über den Stand der Verschwörung zukommen ließ. In diesen Drahtungen hat Miss Shaw dem Verschwörer in Südafrika den Rath ertheilt, früher loszuschlagen als er zuerst beabsichtigte und Rhodes hat seine Stellung zum Kolonialamt sowohl als zu den Rädeläführern in Johannesburg mit großer Offenheit dargelegt. Als Miss Shaw vor dem Ausschuss zum ersten Mal verhört wurde, konnte sie sich an den Inhalt einiger der Drahtungen nicht mehr erinnern. Der Ausschuss hätte schon damals die ursprünglichen Drahtungen von der Telegraphengesellschaft verlangen und es der Dame ermöglichen können, ihr Gedächtniß aufzufrischen. Warum das nicht geschah, konnte Niemand begreifen. Ebenwenig hat man es begreifen können, weswegen der Ausschuss nicht darauf bestand, daß Dr. R. Harris die zwischen ihm und Rhodes ausgetauschten Drahtungen ausliefern, oder diesen wegen seiner Weigerung zur Strafe zog. Man fragte sich mit Recht, daß diese Geheimnisthuerie, dies Vertuschen durch die Behörde, die man zur Klärung der Angelegenheit ernannt hatte, den schlimmsten Eindruck hervorbringen und den im Inland und Ausland gehegten Verdacht bestärken mußte, das Kolonialamt stecke schließlich doch dahinter. Die öffentliche Meinung hat sich in der letzten Zeit mit solcher Schärfe über diese amtliche Doppelzüngigkeit ausgesprochen, daß der Beschluß des Ausschusses, noch eine öffentliche Sitzung zur Verlesung der Shaw-Telegramme abzuhalten, Niemanden überrascht hat. Wie Herr Chamberlain dabei herauskommt, wird man bald sehen.

Rußland.

Der Maximalarbeitstag. Das Gesetz, durch welches der Maximalarbeitstag in Rußland eingeführt worden ist, liegt nunmehr im Wortlaute in den russischen Zeitungen vor. Der Normalarbeitstag ist eingeführt für die Arbeiter sämtlicher Fabriken, Bergwerke und Eisenbahnwerkstätten Rußlands und zwar darf die Arbeitszeit der Arbeiter, welche nur am Tage beschäftigt sind, 11 1/2 Stunden nicht überschreiten, für die Arbeiter, welche, wenn auch nur kurze Zeit, auch während der Nacht arbeiten, ist die Arbeitszeit auf 10 Stunden beschränkt. Eine andere Bestimmung des neuen Gesetzes verbietet für dieselben Arbeiter die Arbeit an Sonntagen und außerdem an 14 Feiertagen im Jahre.

Den Ministern, in deren Ressort die Aufsicht über die betreffenden Betriebe fällt, wird das Recht gegeben, nach Vereinbarung mit dem Minister des Innern, für einzelne Industriezweige oder Betriebe, wie auch überhaupt für dringende Fälle Abweichungen von den Bestimmungen des Gesetzes zuzulassen, wie auch für Industriezweige und Arbeiten, welche für die Gesundheit der Arbeiter besonders schädlich sind, eine kürzere Maximalarbeitszeit festzusetzen. Das Gesetz tritt am 1. Januar 1898 in Kraft, doch ist es gleichfalls den betreffenden Ministern überlassen, nach Vereinbarung mit dem Minister des Innern, dasselbe für einzelne Industriegebiete sowie auch für einzelne Betriebe schon früher in Anwendung zu bringen.

Wie viel russische Arbeiter wird dieses Gesetz eine Erleichterung bringen. Die durchschnittliche Arbeitszeit der russischen Arbeiter betrug bis jetzt 12 bis 13 Stunden und ein großer Theil derselben arbeitet 14, 15 und 16 Stunden täglich. Die verkürzte Arbeitszeit ist für die gesamte russische Arbeiterschaft durch die Kämpfe der Petersburger Arbeiterschaft errungen worden.

Lübeck und Nachbargebiete.

6. Juli.

Zugung ist fernzuhalten von Fischlern nach Rostock, Schlossern und Maschinenbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Möbelfabriken von Gebr. Wasserstradt, W. Senff, H. M. Th. Bahrdt, J. P. H. Pamperin, F. Schramm, Demuth u. Co., sowie L. D. J. Bangert ist der Zugung streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Rohde, Lederstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten. Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Das Feuer bei Suhr u. Heit soll durch Unvorsichtigkeit eines Bekehrten entstanden sein, welcher mit brennendem Lichte in einer Bodendecke hantirte, wo Stroh und Emballagen lagen. Zerstückt sind außer dem Dach zwei Böden. Der Schaden soll nicht unbedeutend sein.

Vom Tage. Untersuchung ist eingeleitet gegen eine Frau, welche einen Enaben mit einem Kantoffel mis-

hines Schwiegervaters des Hausfriedensbruchs schuldig gemacht haben soll.

Uebersicht über die ärztlichen Meldungen, betreffend anzeigepflichtige Krankheiten. Im Monat Juni sind erkrankt an Diphtherie 4, Masern 1, Scharlach 4, Typhus 4 und Wochenbettfeber 1 Person, gestorben sind an Diphtherie und Wochenbettfeber 1 Person.

In der heutigen Sitzung des Amtsgerichts vom 6. ds. Ms. haben der Rechnungsführer Theodor Ernst Grimm und dessen Ehefrau Anna Magdalena Louise geb. Gräpen, wohnhaft hierselbst, als unbeeidete Eheleute eine wechselseitige Schenkung ihrer gesammten Habe und Güter vollzogen.

Strassammer. Der Malter Duabe, welcher bekanntlich vor längerer Zeit nach Unterschlagung größerer Summen ausrückte, später zurückkehrte und in einer Wirtschaft auf Marly verhaftet wurde, stand gestern vor den Richtern. Er war geständig, in drei Fällen ca. 23 000 Mk. unterschlagen zu haben, wofür ihm 3 Jahre Gefängniß und 5 Jahre Ehrverlust zubisirt wurden. — Auf 1 1/2 Jahre ins Buchtthaus geschickt wurde der erst am 2. Juni von dort entlassene Arbeiter Sch. aus Ahrensödt, weil er am 13. Juni in einer Herberge verschiedene Kleidungsstücke gestohlen hatte.

Dassow. Eine sehr rohe Mißhandlung einer Frau ist von hier zu berichten, welche die den Parteigenossen von ihrer Theilnahme am letzten Lübecker Parteitag her bekannte Frau D. Bruhn im nahen Neuvorwerk betroffen hat. Der 12jährige Sohn der letzteren dient bei dem Erbpächter Driever zu Roggenstorf. Am 29. Juni erhielt Frau Bruhn die Nachricht, daß ihr Sohn arg mißhandelt sei von dem als Knecht bei demselben Erbpächter dienenden Arbeiter Jasperr aus Wismar. Frau Bruhn ging hin nach Roggenstorf, um sich nach ihrem Sohn umzusehen, den sie auch im Bette liegend vorfand. Außer einem Dienstmädchen traf sie zunächst Niemand im Driever'schen Hause an, da alle auf dem Felde in Thätigkeit waren. Plötzlich erschien der Arbeiter Jasperr und gerieth sofort in einen heftigen Wortwechsel mit Frau Bruhn; er ging zu Thätlichkeiten über und hat die schwächliche Frau auf das Häubchen mehrfach über den Kopf geschlagen, so daß Frau Bruhn zu Boden fiel. Glücklicherweise kam der Erbpächter Driever inzwischen ins Haus; er verhinderte weitere Ausschreitungen des Jasperr, rief einen Gendarmen herbei und ließ den Thatbestand feststellen. Frau Bruhn mußte sich in ärztliche Behandlung begeben und klagt sehr über den Kopf. Hoffentlich wird die brave und rührige Parteigenossin keine bleibenden schlimmen Folgen davontragen! Selbstverständlich wird Frau B. die Angelegenheit den Gerichten übergeben.

Hamburg. Die außerordentliche Generalversammlung des Verbandes der Hafnarbeiter Deutschlands begann am Sonntag. Anwesend waren 43 Delegirte, welche folgende Mitgliedschaften vertreten: Altona, Bremerhaven, Bremen, Duisburg, Lehe, Lübeck, Kiel, Magdeburg, Mannheim, Rostock, Flensburg, Dresden, Danzig, Gesehmünde, Schönebeck, Harburg und Hamburg u. a. Nicht vertreten waren: Nordenham, Neudenburg, Memel, Königsberg und die Mitgliedschaft der Fluchschiffer Hamburgs. Vom Zentralvorstand waren Kellermann, Landahl und Will, vom Ausschuss Heimann-Lübeck, von der Revisionskommission Warlich-Hamburg und als Vertreter der Generalkommission Reichstagsabg. Degien anwesend. — Die Presse ward unter der Bedingung objektiver Berichterstattung zugelassen. — Der Vorstandsbericht beschäftigte sich hauptsächlich mit den Streiks. Den Massenbericht erstattete Will. Die Abrechnung ergab bei 41 176,92 Mark Einnahme resp. Bestand und 36 173,06 Mark Ausgabe einen Bestand von 5003,86 Mark. Die Berichte der Delegirten über den Stand der Mitgliedschaften boten mancherlei Interessantes. So berichtete der Delegirte von Duisburg, daß unter den Duisburger Arbeitgebern ein stillschweigendes Uebereinkommen bestehe, keinen Arbeiter in Arbeit zu stellen, der schon einmal einen Arbeitgeber beim Gewerbegericht verklagt habe. So werde selbst das Gewerbegericht den Arbeitern eine Gefahr, ihre Arbeit zu verlieren. Fast alle Delegirte berichteten von behördlichen Epitanen gegen die Organisationen. Im Allgemeinen ward ein wenig erfreuliches Bild der Lohn- und Arbeitsverhältnisse entworfen. Lange Arbeitszeit — minimaler Verdienst — das ist überall Hafnarbeiterloos.

Aus Nah und Fern.

Was Alles unter den § 153 der Gewerbeordnung gebracht wird. Das Schöffengericht Liegnitz hatte am Dienstag folgenden Fall zu verhandeln: Zur Zeit des Streikes hatte man zur Errichtung einer Barthehalle auf der Haltestelle Rüstern in Ermangelung einheimischer Arbeiter einige Maurer aus Glogau engagirt, doch war es dem Streikomitee gelungen, die Glogauer Kollegen, vier an der Zahl, wieder zur Niederlegung der Arbeit zu veranlassen. Man gab ihnen auch das Geld zur Rückreise aus der Streikklasse. Bald darauf glaubte ein Maurer in Nieder-Rüstern, der auch an dem Streik theilhaftig war, zu bemerken, daß die vier Glogauer Kollegen doch wiedergekommen waren und arbeiten. Entrüstet rief er ihnen nun zu: „Ihr wollt Kollegen sein, Ihr seid schöne Kerle, schämt Euch!“ Beiküßig bemerkt, waren von den ersten vier nur zwei Maurer wiedergekommen während die anderen zwei neu engagirt waren. Wegen der obigen Aeußerung vor Gericht gestellt, behauptet der Angeklagte, keine Worte seien nur der Ausdruck der Ent-

om Komitee genommen und nun doch vorüberlich geworden sein. Der Gerichtshof fand jedoch in den krimonialen Worten ein Ehrverletzung und verurtheilte, der „Breslauer Btg.“ zufolge, den Angeklagten zu drei Tagen Gefängnis. Es wurde hierbei auch hingewiesen auf den § 152 Absatz 2 der Gewerbe-Ordnung, wonach jedem Teilnehmer der Rücktritt von solchen Vereinigungen und Verabredungen (nämlich der Streikenden) freigelegt. — Jedemfalls war die Entrüstung des verurtheilten Maurers über die Streikbrecher, die vorher das Geld zur Rückreise nach Ologau angenommen hatten, eine sehr begrifflich.

Telegraphische Zukunftsströme. Die neuen Versuche Marconi's, ohne Draht zu telegraphiren, haben den Elektrotechniker Professor Arton zu folgenden Schwungvollen Ausführungen über den zukünftigen direkten Verkehr zwischen räumlich weit getrennten Personen begeistert: „Magst du und ich auch längst vergessen sein, der Tag wird sicherlich kommen, da Kupferdrähte und Guttapercha-Umhüllungen nur noch in den Alterthums-Museen zu finden sind. Wenn Jemand sich mit einem Freund unterhalten will, von dem er gar nicht weiß, wo er ist, so wird er mit einer elektromagnetischen Stimme rufen, die von dem, der das elektromagnetische Ohr dazu hat, deutlich gehört wird, die aber stumm für jeden Anderen ist. Er wird rufen: „Wo bist Du?“ und die Antwort wird deutlich an sein Ohr schallen: „Ich bin auf dem Boden einer Kohlengrube oder auf dem Rücken der Anden oder mitten auf dem Stillen Ozean, oder vielleicht wird die Antwort ausbleiben, und er darf dann annehmen, der Freund sei todt. Wir sprechen jetzt von einem Zimmer, in das andere, bereinst aber werden wir von Pol zu Pol sprechen, laut für jeden, der hören soll und will, unvernünftig für jeden anderen.“

Ueber die unterirdischen Wasserläufe der Sahara berichtet E. Lippmann Folgendes: Die Sahara ist nicht, wie man irrig annahm, ein versandeter und ausgetrockneter Meeresarm. In der Urzeit war die heutige Wüste zweifellos ein fruchtbares, bevölkertes und von zahlreichen Wasseradern durchzogenes Land. Allein seit den großen geologischen Veränderungen, deren Ergebnis die Erhebung der europäischen Gebirgsketten war, blieben in dieser Gegend die atmosphärischen Niederschläge aus, die mit den Winden aus der eisigen Zone des Nordpols dem natürlichen Zuge gegen die Tropen am Aequator folgen. Die Luftströmungen vom Südpol hingegen, die eine weit größere Meeresoberfläche durchziehen, ehe sie zum afrikanischen Kontinent gelangen, kondensiren ihre wasserreichen Wolken auf den hohen Gebirgen dieses Erdtheils und bilden die mächtigen Ströme des Niger, Kongo und Nil. Gleich diesen mußten auch die ehemaligen,

nun verschwundenen Wasserläufe hauptsächlich aus südlicher Richtung kommen. Seitdem die atmosphärischen Niederschläge ausblieben, verwitterten die Felsen unter Einwirkung der Luft und der Sonnengluth; es entstand der feine Sand, mit welchem die trockenen Winde den Boden der Sahara-Steppe nivellirten; nur spärliche Oasen erhielten sich an kleinen Wasseradern im Sande oder an Stellen, wo man in geringerer Tiefe Wasser zu schöpfen vermag. Aber auch der artefizielle Brunnen ist oasenbildend, wie dies die Erfahrungen der letzten vierzig Jahre bestätigen. 1858 wurde von der französischen Militärverwaltung Algeriens der erste Bohrversuch bei der Tamerna-Oase durchgeführt, und nach dreißigwöchiger Arbeit gelangte man in der Tiefe von 52 Metern zu einem Wasserbecken, welches einen Hochstrahl von mehr als 4000 Metern in der Minute lieferte. Seit dieser Zeit wurden die Sondirungsarbeiten in dem der französischen Herrschaft unterworfenen Gebiete unablässig fortgeführt und hierdurch bewässerte Strecken der Kolonisation zugänglich gemacht. In der heißen Jahreszeit, vom Ende Mai bis Anfang November, werden die Arbeiten ausgesetzt. In den 40 Jahren von 1856 bis 1. Juli 1896 führten die Militär-Detachements in der Provinz Constantine allein 772 Bohrungen in einer Gesamtlänge von 34 114 Metern aus; es wurden dadurch 452 nutzbare Brunnen und 320 Hochstrahlquellen erschlossen, von denen die letzteren allein täglich 8 175 000 Liter befruchtendes Springwasser liefern.

Stattliches Hofleben. Die Ministerien im Königreich Siam befinden sich, wie Kaffe-Wortegg in der „Voss. Btg.“ schreibt, sämtlich in der Nähe des königlichen Palastes, manche sogar innerhalb der Umfassungsmauer der Palaststadt. Morgens sind diese Aemter gewöhnlich wie ausgestorben, in den weiten Räumen schlafen wohl einige Diener, aber die Amtsstunden beginnen erst des Nachmittags und werden mit einigen Stunden Unterbrechung zur Nachtzeit fortgesetzt. Dann sitzen die Schreiber Betel kauend, spuckend, rauchend an der Arbeit, vielleicht bis in die frühen Morgenstunden. In früheren Zeiten war in diesem Lande der verkehrten Welt das Papier, auf dem geschrieben wurde, schwarz, und man schrieb mit weißer Tinte. Die Staatsarchive enthalten noch Massen derartiger Dokumente. Heute ist das weiße Papier auch in Siam eingeführt und man schreibt mit schwarzer Tinte und Stahlfeder, grade so wie wir. Auch wird nicht, wie von der Mehrzahl der ostasiatischen Völker, von oben nach unten und von rechts nach links geschrieben, sondern wie bei uns von links nach rechts, allerdings mit eigenthümlichen verwickelten Schriftzeichen. Wenn die eigentlichen Amtsstunden der Ministerien erst gegen Mitternacht anfangen, so hängt dies mit der

Lebensweise des Königs zusammen. Der König schläft bei Tage, häufig bis in die Nachmittagsstunden. Dann beschäftigt er sich mit allerhand Arbeiten, liest englische Zeitungen, ertheilt Audienzen, übersetzt europäische Bücher in's Siamesische (so u. A. auch die Märchen von Tausend und einer Nacht), spielt mit seinen zahlreichen Kindern und verbringt einige Stunden in seinem reichgeschickten Harem mit seinen Tausenden von Frauen. An schwülen Nächten finden die Sitzungen des Ministerraths in dem feenhaften Palasthofe unter freiem Himmel bei Lampenschein statt. Dazu wird ein eigener goldstrotzender pagodenartiger Pavillon mit einem Ruhebett auf dem Palasthof gerollt, in welchem der König Platz nimmt. Die Minister in ihren goldstrotzenden, von Juwelen blinkenden eigenthümlichen Gewändern kauern im Kreise um ihn auf den Matten, während zahlreiche buntgekleidete Diener, Gardien und Palastwachen sich in achtungsvoller Entfernung halten.

Briefkasten.

Das Margarinegesetz tritt, wie wir in Nr. 144 d. Bl. vom 24. Juni bereits mittheilten, am 1. Oktober d. J. in Kraft, die Bestimmungen bezüglich der getrennten Räume für Herstellung und Verkauf von Butter und Margarine jedoch erst am 1. April 1898.

Quittung.

Für die Familien der Verurtheilten sind eingezogen: Section der Kemptner, gesammelt auf dem Auszug 2 Mt. Weitere Gelder sind ganz entgegengenommen. Die Expedition, Johannisstraße 50.

Quittung.

Für den Pechfonds gingen ein: Vom Spieltisch aus der Johannisstraße 2 Mt. Friedr. Meyer & Co. Sternschanz-Viehmarkt, Hamburg, 5. Juli.

Der Schweinehandel verlief ziemlich gut. Inaefahrt wurden 1440 Stück. Preise: Werlandtschweine schwere 48-50 W., leichte 46-52 Mt., Saueu 38-44 Mt. und Ferkel 47-49 W. br. von 2 W.

See-Berichte.

Dampfer „Kan“, Kapl. Wulf, ist gestern von Pillau auf hier abgegangen. Dampfer „Storosten“, Kapl. Favorin, ist von Reval auf hier abgegangen. Dampfer „Pehr Brahe“, Kapl. Bergmann, ist von Hangö auf hier abgegangen. Dampfer „Der Preuße“, Kapl. Bethmann, ist von Königsberg nach hier abgedampft. Dampfer „Castor“, Kapl. Albers, ist von Emmerich aus thalwärts gefahren. Dampfer „Gauthiod“, Kapl. Nydel, ist von Kalmar auf hier abgegangen. Dampfer „Marie Louise“, Kapl. Nachtweg, ist von Kronstadt auf hier abgedampft.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu beaufsichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hoch erfreut
H. Wolfseid und Frau.

Zu vermieten ein freundliches Logis
Ellerbrod 12.

Zu verkaufen 8 junge belg. Kaninchen
Mittelstraße 26, 1. Etage.

Gesucht zwei
kräftige Frauen
zum Haare sortiren. Näheres in der Exp. d. Bl.

Matjesheringe
à 10 und 5 Pfg.
empfehlen in guter Qualität
Heinrich Koop
Marktwiese 4.

Geschäfts-Eröffnung.

Hierdurch die ergebene Mittheilung, daß ich hieselbst, **Hinter St. Petri No. 9,** Hans Tenß, ein **Korbwaren-, Korbmöbel- und Kinderwagen-Geschäft** eröffnet habe.

Für alle mir übertragenen Bestellungen und Reparaturen gewissenhafte Ausführung und mäßige Preise zusichernd, bitte ich um gütige Berücksichtigung.
Hochachtungsvoll

Karl Schulmerich,
Korbmacher
Hinter St. Petri Nr. 9.

Empfehlungs-Karten
liefert prompt und sauber
Die Druckerei des Lüb. Volksboten.
Johannisstraße 50.

Hierdurch meinen Freunden und Nachbarn die ergebene Anzeige, daß ich am heutigen Tage meine

Höferei u. Getreide-Handel

sowie
die Gastwirthschaft
nach meinem neuerbauten Hause
Balauerfohr 26-28

verlegt habe. Für den bisherigen Zuspruch bestens dankend, bitte ich, mich auch fernherhin zu besuchen, indem ich, wie immer, gute und reelle Bedienung verspreche.
Hochachtungsvoll

J. D. H. Wieggers.
Lübeck, den 7. Juli 1897.

Van den Bergh's Margarine.

Anerkannt bester Ersatz für Naturbutter.
Per Pfund 50, 55 und 60 Pfg., bei Abnahme von 4 Pfund billiger.
Hochfeine Qualität. Ein Versuch überzeugt. Täglich frisch.
Versandt nach Auswärts prompt.

Goldstenstraße Nr. 6. August Holst.
Special-Butterhandlung.

Reisekörbe
alle Größen billig zu verkaufen oder zu vermieten
Karl Nielsch jun.
Korbwarenlager und Reparaturwerkstatt,
71 Engelsgrube 71.

Die Schweineschlachtere
von
W. Strohsfeldt
73 Glockengießerstraße 73
empfehlen:

- Frische Flohmen, Pfd. 50 Pf.
- Schweinefleisch . . . Pfd. 50 Pf.
- Carbonade . . . Pfd. 70 Pf.
- Quensfleisch . . . Pfd. 50 Pf.
- Prima Schmalz . . . Pfd. 60 Pf.
- Braten-Schmalz . . . Pfd. 30 Pf.
- Kopf und Bein . . . Pfd. 20 Pf.
- Geräucherten Speck . . . Pfd. 60 Pf.
- Gekochte Mettwurst . . . Pfd. 60 Pf.
- Geräuch. Mettwurst . . . Pfd. 70 Pf.

Achtung, Maurer!

Mitglieder-Versammlung
Mittwoch den 7. Juli 1897
Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.
Tages-Ordnung.

1. Vereinsangelegenheiten.
2. Kartellbericht.
3. Fragekasten und Verschiedenes.
Um recht präcises und zahlreiches Erscheinen eruchtet
Die örtliche Verwaltung.
Gasthaus zum Travestrand
(Moising)
Donnerstag den 8. Juli 1897:
Großes Scheibenschießen und Ball.
Ergebenst H. Böttcher.

Ein Tag im Bureau des Arbeitersekretariats Nürnberg.

Von einem Unparteiischen.

Das Nürnberger Arbeitersekretariat, diese eigenartige Schöpfung, welche wir den Nürnberger Arbeitern verdanken, lenkt die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auf sich. Der hochinteressante Bericht über die letzte Geschäftsperiode wurde nicht nur in der sozialdemokratischen Presse ausführlich besprochen, sondern erregte das lebhafteste Interesse aller Sozialpolitiker.

Auf einer längeren Reise begriffen, konnte ich es mir nicht versagen, in der alten Noris Station zu machen und dem „ersten Arbeitersekretariat in Deutschland“ einen Besuch abzustatten. Mit dem Studium der deutschen Sozialgesetze und ihrer Wirkung auf die Arbeiterklasse befaßt, nahm ich mit doppeltem Interesse die Gelegenheit wahr, einen Tag in Gesellschaft des Nürnberger Arbeitersekretärs zu verbringen. Ich traf es gut, daß ich meinen Besuch auf einen Montag verlegte, wo die Inanspruchnahme des Sekretärs am zahlreichsten zu sein pflegte. In folgender Skizze will ich versuchen, den Eindruck zu schildern, welchen ich bei meinem Aufenthalt im Nürnberger Arbeitersekretariat erhalten habe.

Ich fand mich Vormittags präzis 8 Uhr ein, wurde nach kurzer Vorstellung von Herrn Sekretär Segely in lebenswürdigster Weise empfangen und in jeder Richtung eingehendst informiert. Schon ein flüchtiger Blick überzeugte von der zweckmäßigen Einrichtung dieses Arbeiterbureaus. Die Bureau-Utensilien einfach und doch geschmackvoll. Ein Schrank mit Regal, worin alphabetisch geordnet die Akten der laufenden Streitigkeiten aufbewahrt liegen — es mügen ihrer wohl mehrere Hundert sein — ein doppelseitiges Schreibpult, ein mit Wachstuch belegter Tisch, ein Tischchen mit Kopirpresse, mehrere Stühle, an den Wänden ein Regulator, Kleiderhalter, Fahrpläne, ein kleiner Stadtplan, verschiedene Tabellen, geschäftlicher Zwecke dienend, und selbstverständlich — die Bildnisse Ferdinand Lassalle's und Karl Marx', so räsertiert sich das größere Zimmer der Bureau-Räumlichkeiten. Ein kleineres schmales Zimmer enthält einen einseitigen stülvoll gearbeiteten Schreibtisch mit Aufsatz, den Bibliothekschrant mit etwa 200 Büchern und ein Regal mit allen Formularen, welche zur Vereinfachung der Schreibgeschäfte dienen. Als Vervielfältigungsapparat habe ich einen Schapirographen und einen Typenlaster bemerkt, wovon jedoch nur Ersterer in Gebrauch zu sein scheint. Alles ist so trefflich geordnet, das die beiden Arbeitersekretäre — es ist jetzt ein zweiter Sekretär angesetzt — keinen Augenblick in Verlegenheit kommen. Einen heraus günstigen Eindruck macht überhaupt die ganze Geschäftsführung. Die einlaufenden Briefschaften werden nach Datum des Einlaufs, Namen des Absenders und betreffen in das Einlaufjournal verzeichnet und ebenso die abgehenden Korrespondenzen. Ueber die Auskunftszeit wird ebenfalls Buch geführt; das Tagebuch enthält für diesen Zweck auf jeder Seite sechs Rubriken. Der Einlauf erreicht pro Monat 50—100 Nummern, wogegen das Auslaufjournal in einzelnen Monaten mehr als 300 Ausgänge verzeichnet.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(107. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein!“ rief Mandl, die über diesen Ueberfall angnlich selbst bestürzt gewesen. „Nein, ich hab' nicht an gedacht, daß die herüberkommen wird, — aber rechten Sie nichts, Gräfin —“ Sie trat an die beiden und nahe heran und flüsterte in schneidendem Ton ihnen: „Fürchten Sie nichts, diese da wird Sie nicht vertheben, denn diese ist, wie Sie, Gräfin, grade wie Sie. Ich sie hat einen heimlichen Liebsten, von dem Niemand wissen darf, — der Stefan ist es, der Stefan, welcher ank und elend da drinnen liegt. Jetzt ist er ihr nichts mehr, aber vor dem Krieg, als er schön und kräftig war, hat sie sich in ihn vernarrt, und sie ist ihm nachgefahren und hat ihn verwirrt mit ihrer Schönheit, und hat ihm gesagt, daß sie ihn lieb hat, und sie hat sich ihm verlobt. Ich weiß es, ich war Zeuge, ich hab' re Schwüre gehört, ihre Küsse gekostet, und heut' verthebt sie ihn und nimmt Abschied für immer, und bald wird sie ihn vergessen haben, und wenn sie ein Kind hab' hätte, wie Sie, hätte' sie's gradeso gemacht, wie sie, — Ihr g'hört zusammen, und da Ihr jetzt Eure gegenseitigen Geheimnisse kennt, so werdet Ihr Euch gegenseitig schonen müssen.“

Die Gräfin stöhnte auf. Valerie fiel ihr um den Hals, auch sie schluchzte vor Born. „Sie ist ein schadenlicher Teufel, ich glaube, sie haßt uns beide.“

Die Gräfin nickte, sie erinnerte sich in diesem Augenblick, wie Mandl ihr dieses selbst schon einmal gesagt hatte, und der eigene Widerwille gegen dieses Kind, den sie besiegen zu können glaubte, der einen Moment vor ihm künstlich aufgeregten Gefühl zurückschleuderte, brach nun in soviel Unabständigkeit, vor soviel Mißachtung auf's

Am Tage meines Besuches liefen Vormittags 11 Briefe ein: ein Arbeiter der oberfränkischen Stadt Kulmbach dankt „den Nürnberger Genossen“ für die gute Führung seiner Sache; er war ausgewiesen, welche Maßnahme, als gesetzlich unbegründet, von der Kreisregierung zurückgewiesen werden mußte; ein Arbeiter der mittelfränkischen Kreisstadt fragt an, ob er gegen einen Strafbefehl wegen einer nicht angemeldeten, aber auch nicht stadtgefundenen Versammlung Einspruch erheben solle, ein Werkführer in Berlin, welcher in Nürnberg in Arbeit stand, übersendet Vollmacht mit der Bitte, beim Gewerbegericht Nürnberg Klage gegen seinen früheren Arbeitgeber zu erheben. Die Direktion des neu errichteten Arbeitsamtes in Jülich bringt Statut und Arbeitsplan in Vorlage und ersucht um Austausch der Druckfachen. Ein holländischer Sozialpolitiker aus dem Haag, Mitglied des holländischen Parlaments, bittet um einen Jahresbericht nebst Statuten des Arbeitersekretariats, da er „in einer Broschüre die Aufmerksamkeit der holländischen Arbeiter auf das Nürnberger Institut lenken will.“ Die übrigen Korrespondenzen bezogen sich auf Unfälle, Krankheiten u. und waren zum Theil distreter Natur. Während ich mich so in jeder Richtung informierte, hatte der Sekretär schon etwa einem halben Duzend Personen Auskunft erteilt: Zwei Bauhandwerker beschwerten sich, weil ihnen am Sonntag Nachmittag die Reise mittelst Arbeiterfahrbillet nicht gestattet worden war, sie erhielten den Bescheid, daß der betreffende Stationsdiener vorgeschrittmäßig gehandelt habe, da die Beförderung nicht mit allen Zügen gestattet ist. Ein Arbeiter des Eisenwalzwerkes in Sch. behauptet, ohne Kündigung entlassen worden zu sein, zugleich soll er nun die Wohnung räumen; ihm wird Erhebung der Klage beim Amtsgericht empfohlen. Eine Arbeiterin, welche vor einer Stunde einen Finger der rechten Hand in eine Prägepresse brachte, kommt mit frisch verbundenem Finger — das Blut sickert durch den Verband — und klagt weinend, daß man sie zwingen wolle, im Krankenhaus Aufnahme zu suchen, wo ihr der gequetschte Finger sicher weggeschnitten würde, während ihr ein Privatarzt erklärt habe, den Finger heilen zu wollen. Der Arbeiterin wird gesagt, daß die Gemeindeversicherung die Kosten für einen Privatarzt nur dann übernehme, wenn die Genehmigung des Rassenvorstandes vorher erteilt wurde; sie möge beim Magistrat Antrag stellen. Eine Arbeiterfrau erscheint mit ihrem Sohne und fragt, ob der Lehrvertrag zwischen dem Vater und dem Lehrmeister des Jungen nicht gelöst werden könne, nachdem der „Bu“ in zweieinhalb Jahren nur „Ristenausfahren“ lernte. Der Frau wird in einbringlichster Weise Verständigung mit dem Lehrherrn empfohlen. Eine feingekleidete Dame führt einen etwa zehnjährigen Knaben vor und bittet um Auskunft, ob ein Arzt nicht verantwortlich gemacht werden könne, wenn er in seinem Beruf fahrlässig handle. Der Knabe befand sich beim Dunkel in einer oberfränkischen Stadt, wo er das Unglück hatte, einen Arm zu brechen. Der dortige Fabrikarzt richtete den Arm ein und schiente zu fest, so daß der Arm gänzlich verkrümmte, das Fleisch und zum Theil die Muskeln anfaulten und ausgeschnitten werden mußten. Das Kind mit dem gräßlich verstümmelten Arm befindet sich seit 6 Wochen in der medicomechanischen Klinik des Herrn Dr. Kiefer in Nürnberg,

Neue hervor. — Es giebt keine Stimme des Blutes, und die zärtliche, alles verzeihende Mutterliebe ist keine Pflanze, die plötzlich aufspricht, die über Nacht gedeiht. In der Hilflosigkeit des Kindes liegt ihr erster Keim, durch dessen Schmerzen und Freuden, durch die täglich sich erneuernde Sorge für dasselbe wird sie großgezogen und erst durch die Gegenliebe des Geschöpfes reißt sie zu ihrer edelsten Blüthe.

Jetzt trat die Kathrein ein, sie meldete, daß der Wagen hier sei und bat um Entschuldigung, daß sie so lange ausgeblieben, aber er sei eben nicht früher angelangt, und Frau Therese sei auch mitgekommen und warte draußen in der Küche; als sie aber die verstärkten Gesichter bemerkte, fragte sie, ob Stefan schlechter geworden, und sie wollte zu ihm hinüber.

„Weiß' hier,“ sagte die Mandl, „ich geh zu ihm.“ Die Gräfin wandte ihr blaßes, finster drohendes Gesicht ihr zu. „Hast Du wohl überlegt, was Du thust?“ fragte sie mit kalter Bestimmtheit. „Wenn Du meine Vorschläge trotzig zurückweist, wenn Du jetzt hinübergehst, so ist alles aus zwischen uns — für immer.“

Die Mandl antwortete mit gleicher Festigkeit; „Für immer, — leben Sie wohl! Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders!“ Sie ging hinaus festen Schrittes, ohne sich noch einmal umzusehen. Sie eilte durch den dunklen Flur und durch das Arbeitszimmer hinüber zu Stefan.

Er schlief noch immer. Sie sank an seiner Seite nieder, sie erfaßte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit seine weiße, schmale Hand, sie bedeckte sie mit Küssen. „Jetzt bist Du mein“, rief sie; „mein!“ Ihre Exaltation machte sich in Thränen Luft.

In dem Augenblick hörte man den Wagen der Gräfin mit lautem Geräusch davonfahren.

Mit dem Abendzuge des nächsten Tages fuhren die

Besserung ist aber nicht zu hoffen. Der Onkel des Knaben will wenigstens die Kosten für die klinische Behandlung von dem „geschickten“ Arzt — dessen Vater ist ein hochangesehener Professor — ersetzt haben. Auch in diesem Falle wurde Verständigung, eventuell Erhebung der Klage durch einen Rechtsanwalt empfohlen. Die übrigen Vormittags erteilten Auskünfte betrafen Unfälle verschieden Art, Rückerstattung der Beiträge aus der Invaliditätsversicherung u. a. m.

Nachmittags fand ich mich kurz vor halb 3 Uhr ein und fand das ganze Zimmer mit Nachfragenden besetzt. Ein Doktor der benachbarten Oberpfalz erhob Klage für seine Tochter, welche auf freiem Felde vom Blitze getroffen wurde, sich seitdem in ärztlicher Behandlung befindet und sehr erwerbsbeschränkt ist, trotzdem aber mit ihrem Anspruch auf Unfallrente vom Vorstand der Berufsgenossenschaft und vom Schiedsgerichte obgewiesen wurde. Dem Mann wird Rekurs angefertigt, wie der Sekretär glaubt, mit Aussicht auf Erfolg. Unfallsachen gewöhnlicher Natur, Heimathsrechtsgefuche, Erlangung der Staatsangehörigkeit, Alimentation für außerhehlich geborene Kinder, Lohnbeschlagnahme aus derselben Veranlassung, Nachfrage nach einem „tüchtigen Rechtsanwalt“, Wiederaufnahme des Verfahrens in einer Strafsache, wechselten in der Auskunftsertheilung. Ein ununterbrochenes Kommen und Gehen von Hilfesuchenden aller Art. Jetzt öffnet sich die Thür und auf allen Wieren kriecht ein Mann herein, der sich auch im Zimmer nicht aufzurichten vermag. Es ist ein Tagelöhner der gewerbereichen Stadt Fürth, der in Ausübung seines Berufes verunglückte und nun schon seit mehreren Jahren nicht mehr aufrecht gehen kann. In seinem bemitleidenswerthen Zustande erregte der Mann nicht geringes Aufsehen, er glaubt Erhöhung seiner spärlichen Rente durch Vermittlung des Arbeitersekretärs erlangen zu können. Inzwischen war es halb 6 Uhr geworden, das Tagebuch verzeichnete 47 Besuche, genug für einen Menschen, welcher nicht an den Anblick von Elend und Unglück gewohnt ist. Mit einem warmen Händedruck verabschiedete ich mich von dem Manne, welcher mir in zuvorkommendster Weise jeden gewünschten Aufschluß erteilte.

Gegenwärtig befaßt sich das Arbeitersekretariat mit den Vorarbeiten für eine umfassende Lohnerhebung. Stöße von Fragebogen, Briefkouverts, Zirkularen und sonstigen Materials liegen im Bureau aufgespeichert und harren ihrer Erlebigung. Bei dem Eifer, welchen die Nürnberger Arbeiter für ihre Schöpfung bekunden, darf man wohl auf eine gediegene Arbeit rechnen, woran alle Spezialforscher Interesse finden werden.

Allen Sozialpolitikern, welche sich für gemeinnützige Einrichtungen interessieren, möchte ich empfehlen, wenn sie nach Nürnberg kommen, dem Arbeitersekretariat einen Besuch zu machen. Aus der nüchternen Darstellung, dem trockenen Zahlenmaterial der Geschäftsberichte allein kann man den richtigen Einblick in den Werth dieser Einrichtung nicht gewinnen, man muß das Bild vor Augen haben, um die Gemeinnützigkeit dieser Musteranstalt im vollen Werthe schätzen zu lernen. Die Nürnberger Arbeiter kann man beglückwünschen zu diesem Institut, sie liefern damit in der Praxis den Beweis, was vereinte Kraft der Arbeiter jetzt schon auf dem Gebiete der So-

Gräfin und Valerie nach Wien. Die erstere hatte ihren Verwandten gegenüber einen Vorwand gefunden, um diesen plötzlichen Entschluß zu motivieren, und da man ja überdies die wechselnde Launenhaftigkeit der Gräfin kannte, so wunderte sich Niemand sonderlich darüber. Baronin Wachtler meinte, sie hätte es vorausgesehen, daß das quecksilberne Temperament ihrer Schwester mit einem längeren Aufenthalt in dieser leidlich ruhigen Gegend nun einmal unvereinbar sei.

Frau Therese, die Vertraute der Gräfin, war während des Tages nach Lindau gekommen und hatte die Mandl zu sprechen begehrt. Die Unterredung war kurz. Die Gräfin verlangte, daß sie ihr Frau Huber übergeben werde, da sie diese in eine Privatanstalt für Geisteskranke bringen wolle, wo sie die beste und aufmerksamste Pflege genießen würde. Mandl lieferte sie nicht aus, sie wies den Antrag zurück und ebenso die Summe Geldes, welche ihr Therese hierauf einhändigen wollte. Sie würden beide schweigen, meinte sie, auch ohne dieses. Die Huber aber müsse ja das Geheimniß ebenso wahren, als wie die Frau Gräfin selbst, diese habe also gar nichts zu befürchten.

Hans konnte vor der Abreise Valerie die Nachricht bringen, daß eine kleine Besserung in dem Befinden von Stefan eingetreten sei, und diese fühlte sich dadurch erleichtert. Die Familien Wachtler und Tiefenbach geleiteten die Abreisenden zum Bahnhofe. Die Gräfin und Valerie zeigten für einander die aufmerksamste Zärtlichkeit; ihre Freundschaft und gegenseitige Zuneigung schien sich gefestigt zu haben, alle bemerkten es. Ewald war der Tante dankbar, daß sie Valerie in dieser Weise an sich zu fesseln wußte, und da er nach einigen Tagen schon ebenfalls nach Wien kommen wollte, so versprach er sich nicht geringen Vortheil von dieser vertrauten Annäherung der beiden.

Seitdem waren Wochen vergangen. Ein ziemlich

isapollit zu leisten vermag. Die weitestgehende, von jeder Parteiengünstigkeit abweichende Grundlage des Nürnberger Arbeitersekretariats ist ein Vorbild, werth des eingehendsten Studiums aller Sozialforscher.

Soziales und Partei-Leben.

In Kiel streiken nach dem „Vorwärts“ sämtliche Arbeiter der Eisengießerei der Kieler Schiffswerft.

Ueber die Ausperrung der Maschinenarbeiter Dänemarks wird dem „Vorwärts“ geschrieben: Den Formern und anderen Arbeitern einiger Fabriken ist unter Androhung der Entlassung verboten worden, Beiträge für die ausgeschlossenen Schmiede- und Maschinenarbeiter zu spenden. Die Arbeiter haben natürlich diesen Eingriff in die freie Verwendung ihrer Einkünfte mit Protest zurückgewiesen und wird daher der Lohnkampf immer weitere Kreise ziehen. Für die Motive des Kampfes ist es charakteristisch, daß der Verband der Fußbeschlag-Schmiedemeister, der ebenfalls die Ausperrung beiratet, erklärt hat, man entlasse die Arbeiter nicht nur, um den Maschinenfabrikanten zu helfen, sondern weil man die Gelegenheit benutzen wolle, den Lohn der Grobschmiede wieder herabzusetzen.

Frequenz der deutschen Universitäten. Man schreibt uns: An den 21 deutschen Universitäten (die Akademie Münster eingerechnet) sind im laufenden Sommer nicht weniger als 30,921 Studirende immatrikulirt worden, womit die bisher höchste Frequenz, 30,043 im vorigen Winter, wieder nahezu um tausend Mann übertroffen worden ist! Die Studentenzahl der einzelnen Universitäten ergiebt sich aus der nachstehenden Zusammenstellung, in welcher die Universitäten nach der Höhe ihrer Frequenz geordnet und überall des Vergleiches wegen in Klammern die entsprechenden Zahlen erst des letzten Winters und dann des vorjährigen Sommers beigefügt sind: Berlin 4705 (5620—4649), München 3871 (3706—3777), Leipzig 3064 (3126—2876), Bonn 1889 (1655—1863), Breslau 1541 (1427—1425), Halle 1534 (1501—1415), Freiburg 1449 (1065—1379), Würzburg 1419 (1467—1284), Tübingen 1289 (1170—1172), Heidelberg 1230 (1001—1164), Erlangen 1140 (1074—1138), Göttingen 1123 (1017—1007), Marburg 1042 (871—965), Straßburg 1016 (1013—938), Greifswald 834 (793—948), Kiel 727 (548—708), Jena 704 (705—761), Königsberg 697 (691—700), Gießen 663 (626—630), Pottsdorf 499 (499—500), Münster 487 (468—448). Bei der Vertheilung nach den einzelnen Studienschülern treffen auf die evangelischen Theologen 2798 (gegen 2746 und 2646 in den beiden letzten Semestern), auf die katholischen 1528 (gegen 1460 und 1782), auf die Juristen 8357 (gegen 8015 und 8073), auf die Mediziner 8056 (gegen 7834 und 7861), auf die Philologen und Historiker 3884 (gegen 3792 und 3548), auf die Mathematiker und Naturwissenschaftler 3306 (gegen 3078 und 2989), auf die Pharmazeuten 1146 (gegen 1197 und 1096), auf die Studirenden der Landwirtschaft 799 (gegen 861 und 805, dabei sind überall etwa 250 in Bonn immatrikulirte Studirende der Geodäsie und Agrikulturtechnik eingezählt), auf die Kameralisten und Forstwissenschaftler 625 (gegen 641 und 572), endlich auf das Studium der Bahnheilkunde 422 (gegen 419 und 385, wobei aber ca. 60 in Gießen immatrikulirte Studirende der Thierheilkunde (zugerechnet sind). Von den Hauptfächern zeigt sich eine Fortdauer der unterbrochenen Zunahme bei den Zu-

ritten, und eine solche der seit einigen Jahren wieder eingetretenen Steigerung bei den Philologen und Naturwissenschaftlern, bei den Medizinem und den evangelischen Theologen ist die bisher wahrnehmbare regelmäßige Abnahme dieses Mal unterbrochen, bei den katholischen Theologen (die bekanntlich nur einen Bruchtheil der katholischen Theologie studirenden überhaupt ausmachen) bleibt die Zahl dieses Mal hinter des vorigen Sommers erheblich zurück, im Ganzen tritt aber hier doch die Zunahme auch in den letzten Semestern deutlich hervor. Eine Auscheidung nach den Ländern ist bisher nicht möglich, da noch nicht sämtliche Personalverzeichnisse der Universitäten erschienen sind.

Ans Nah und Fern.

Ein Schussal. In der Vernauer Straße Nr. 97 hat am 1. Juli der Arbeiter Sieg seine 18jährige Tochter Bertha getödtet, indem er sie aus dem Fenster des vierten Stockes auf den Hof hinabstürzte. Sieg, ein arbeitscheuer und trunksüchtiger Mensch, vernachlässigte seine Familie so, daß seine Frau für sich und die nicht erwachsenen drei Kinder im Alter von 1/2, 4 und 5 Jahren den Lebensunterhalt durch Maschinennähen erwerben mußte; oft aber versetzte der Mann, was sie eben fertig gemacht hatte. Auch die 15 und 18 Jahre alten Töchter halfen mit verdienen. Mißhandlungen von Seiten des Mannes und Vaters waren die Frau und die Kinder fortwährend ausgeföhrt. Die zweitälteste Tochter hielt es schließlich nicht mehr aus. Der Mißhandlungen müde, verließ sie endlich die elterliche Wohnung. Darüber gerieth der Vater so in Wuth, daß er Donnerstag morgen seiner Frau befahl, die Tochter wieder zur Stelle zu bringen, wenn sie nicht wollte, daß er die ganze Familie umbringe. Die Frau machte sich dann auch auf den Weg, um die Tochter zu suchen, und war abends noch nicht zurückgekehrt, als der Mann wieder angetrunken nach Hause kam. Nun ließ Sieg seine Wuth an den Kindern aus. Gegen 7 1/4 Uhr hörten die Hausbewohner einen Schrei und dann den Knall eines Schusses und unmittelbar darauf einen dumpfen Fall. Sieg hatte seine Bertha am offenen Fenster der nach dem Hofe hinaus gelegenen Küche ergriffen und nach heftiger Gegenwehr zum Fenster hinausgeworfen. Dann sandte er ihr eine Revolverkugel nach. Diese traf zwar nicht; Sieg hatte aber auch so seinen Zweck erreicht, das Mädchen blieb mit zerquetschten Gliedmaßen auf dem Hofe liegen; ein Blutstrom ergoß sich ihm aus Mund und Nase. Während einige Hausbewohner sich der tödtlich Verletzten annahmen, schickten andere zur Polizei. Als bald erschienen auch Beamte und nahmen Sieg fest; ein Schuttmann brachte die Verletzte mit einer Droschke in das Lazaruskrankenhaus. Hier starb sie schon um 8 3/4 Uhr. Der drei kleinen Kinder nahmen sich Leute aus dem Hause an, da die Mutter noch immer nicht zurückgekehrt war. Bis 9 Uhr hatte ihr Sieg den Termin geföhrt, aber schon früher war er zur Ausführung der That geschritten.

Schwere Strafe wegen Beleidigung erhielt in der Donnerstag-Sitzung der Strafkammer in Halle a. S. die geschiedene Wilhelmine Karguth. Sie wurde der Beleidigung in Verbindung wissenschaftlich falscher Anschuldigung beschuldigt, indem sie am 10. Dezember v. J. gegen den Gesundheits-Direktor in Dörenberg bei dessen vorgeföhrt Behörde eine Anzeige erstattet hatte, wonach sie dem D. zur Last legte, er habe ihr im Sommer 1895 unzüchtige Anträge gestellt. Die wegen Diebstahls, Hausfriedensbruchs und zwei Mal wegen Beleidigung vorbehaftete sollte jene Anzeige wider besseres Wissen erstattet

haben. Sie bestritt dieses und erklärte, die in der Anzeige aufgestellten Behauptungen beruhten auf Wahrheit. Die Verzeihungnahme fiel aber sehr ungünstig für die Angeklagte aus und wurde seitens der Staatsanwaltschaft eine Gefängnißstrafe von 3 Jahren nebst 5 Jahr. Ehrverlust beantragt. Das Urtheil lautete auf 1 Jahr 9 Monate Gefängniß, 2 Jahre Ehrverlust und Publikationsbefugniß für den Beleidigten. Wegen Fluchtbuchs wurde auch die sofortige Verhaftung der Angeklagten verfügt. Die Angeklagte brach in lautes Jammerri aus wegen ihres 10 Monate alten allein zu Hause befindlichen Kindes.

„Durchlaucht können sehr zornig werden!“ Dieser Tage gab es im Wintergarten zu Halle a. S. einen unliebsamen Austritt, indem ein Fürst Radziwill hinauskomplimentirt werden mußte, der u. A. gesagt hat, er säße nur unter „gemeinen halbescheu Bürgerleuten“. Nachdem Radziwill mit seinen Freunden aus dem Lokal entfernt worden war, fuhr er im Asphaltgange herum. Auch hier gab es wieder einen Skandal, weil Radziwill einen Herrn anfuhr, so daß N. vom Nade fiel. Der Angerempelte warf dem N. ein Schimpfwort an den Kopf. Als nun der Polizist die Namen der Parteien feststellte, rief der eine Begleiter des Radziwill, man möge doch Durchlaucht nicht reizen, Durchlaucht könnten sehr zornig werden. Das ist wirklich mehr als naiv! Glaubt denn der warnende Jüngling, die „gemeinen Bürgerleuten“ von Halle fürchteten sich vor dem Borne Durchläuchtungs? Eine kräftige Massage von gemeinen Bürger- oder Arbeiterhänden bezähmt und beschwichtigt binnen wenigen Minuten auch den sehr zornigen Born einer kleinen und großen Durchlaucht. Der Hochbede ist vor kurzem auch an einem Theaterstempel theilhaftig gewesen, der allgemeines Vergnügen erregte. Auch bei diesem Skandal nutzten eine Anzahl Musensöhne wegen ihrer Raubarterei und Skandalarterei an die Luft geföhrt werden.

Wagner und Offenbach. Als „Mienzi“ erschienen war, schickte Wagner einen Klavierauszug an Offenbach mit der Bitte um sein Urtheil. Offenbach, damals auf dem Zenith seines Ruhmes, sandte, wie die „Neue Stuttgarter Musikzeitung“ erzählt, nach drei Wochen den Band mit der Aufschrift zurück: „Lieber Wagner! Ihre Musik ist nicht viel werth; bleiben Sie lieber bei der Schriftstellerei!“ Offenbach hatte nämlich verschiedene Aufsätze von Richard Wagner gelesen, die ihm gefallen hatten. Wagner war empört über dieses Urtheil, und als nicht lange darauf seine Broschüre: „Das Judenthum in der Musik“ erschien, sandte er sogleich auch davon ein Exemplar dem Israeliten Offenbach. Nach zwei Tagen schon hatte er es wieder zurück, diesmal mit der Aufschrift: „Lieber Wagner! Ihre Schriftstellerei ist recht unnütz; bleiben Sie doch lieber bei der Musik!“

Ein Felsen von Glas. Dieses achte Wunder der Welt befindet sich im Staate Wyoming der Vereinigten Staaten. Der Felsen ist 800 Meter lang und 80 Meter hoch und sieht aus wie eine ungeheure Mauer aus dunklem Glas. Das Glas, aus dem dieser Felsen besteht, ist wohl vulkanischen Ursprungs und wird von den Gelehrten „Obsidian“ genannt. Seine Bildung reicht nach der Berechnung der Geologen auf viele Tausende von Jahren zurück. Die Südfseite des Felsens ruht auf einer Reihe von prismatischen Pfeilern, die 18 Meter hoch und ungefähr 1 Meter breit sind. Die Pfeiler sind schwarz wie Schmelz, während die Glasmasse der Felsen von dunkler Farbe und mit rothen, braunen und grünen Aderchen durchzogen ist. Der Durchmesser des Glasberges von Wyoming beträgt an einzelnen Stellen sogar 40 Meter.

lebhafter Briefwechsel war zwischen Wien und Seefirchen eröffnet worden. Valerie berichtete über den Zustand ihrer Tante und daß dieser leider ein hoffnungsloser sei. Auch von Ewald schrieb sie, und in welcher liebenswürdiger Weise er bemüht sei, seiner Tante Erheiterung und Zerstreuung zu verschaffen, und wie dringend diese wünsche, daß sie ebenfalls daran theilnahme, sie könne und wolle jedoch nicht ihre Tante verlassen; der Arzt hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß die Katastrophe demnächst eintreten könne, sie sei darüber tief innerlich betrübt, und so verschleiße sie sich denn all des tröstenden und aufmunternden Einwirkungen ihrer neuen Freundin und Ewalds, um sich ganz und vollständig ihren Pflichten als Krankenwärterin hinzugeben.

Valerie schien in der That aufopferungsbedürftig, daß schwere Amt erschien ihr wie eine Art Buße, die sie sich selbst auferlegt hatte, um einem innern Vorwurf zu begegnen. An Hans schrieb sie ebenfalls, sie erkundigte sich höchst liebevoll und dringend nach Stefans Befinden, aber keine Silbe erinnerte an ihre vergangenen Beziehungen, und keine Silbe verlaute über die zukünftigen.

Hans antwortete ihr, daß Stefans Besserung fortschreite, und nach weiteren acht Tagen konnte er berichten, daß er außer aller Gefahr sei, und daß die fortgesetzte sorgfältige Pflege und seine Jugend eine vollständige Genesung erwarten lassen. Er theilte ihr auch mit, daß er selbst, sobald diese Genesung eingetreten sei, Seefirchen und das Vaterhaus verlassen werde, um sich irgendwo nach einer Stelle oder Beschäftigung umzusehen, mit der er sich sein Brod verdienen könne; er wisse freilich noch nicht, ob es ihm gelingen werde, aber er werde es versuchen, denn er vermöge die Demüthigungen, die ihm sein Vater täglich bereite, und die sichtsliche Mißachtung, mit der er ihm begegne, nicht länger zu ertragen, und er müsse diesem Verhältniß ein Ende

machen, wenn er nicht alle Achtung vor sich selbst verlieren solle.

Der nächste Brief Valerians war schwarz umrandert, er brachte die Nachricht von dem Ableben der Tante.

Einige Tage später schrieb die Gräfin Brandis an Valerians Eltern; sie stellte diesen vor, daß man vor der Hand nicht daran denken dürfe, Valerie nach Seefirchen zurückzubringen. Der Tod ihrer Tante habe das weichehziges Mädchen unsagbar angegriffen, es sähe blaß und leidend aus, und die Ärzte, welche sie deshalb befragt, wären der Meinung, daß es für das Wohlbedinden der jungen Dame sehr vortheilhaft wäre, wenn sie den Herbst und Winter in Italien verbrächte. Sie müsse deshalb dringlichst rathe, daß die Eltern zu dem schon vorher aufgestellten Projekt der Gräfin, daß Valerie mit ihr Italien bereisen solle, ihre Zustimmung geben möchten. Es sei dies auch Valerians persönlicher Wunsch; sollten sie jedoch von ihrem einzigen Kinde sich nicht trennen wollen, so gäbe es ein von ihnen sehr gewünschtes Auskunftsmitel, Tiefenbachs sollen nämlich die Reise mit ihnen machen.

Valerie hat noch dringlicher und mit den zärtlichsten Worten, die Eltern möchten nicht säumen und unverzüglich sich zur Reise bereit machen; sie brauchten sich jetzt keinerlei Einschränkungen mehr aufzuerlegen, und sie sollten jetzt genießen dürfen, was ihnen so lange verlagert geblieben; die gute unvergeßliche Tante habe ja ihre Tochter wirklich zur Universalerin eingeföhrt, und sie sei jetzt reich.

Tiefenbachs kleideten sich in strengste Trauer, gratulirten sich und ihre Tochter — und packten sodann ein.

Der General war in der übelsten Laune, als er von diesen Entschlüssen Tiefenbachs erföhrt; er nannte es einen Wahnsinn, eine Dummheit, seine gewohnte Art und Bequemlichkeit aufzugeben, um in Gasthöfen von schuftigen

Wirthen sich pressen zu lassen, er schimpfte zugleich auf die „Ragelmacher“ da unten, auf die verrätherischen, hinverbrannten Venetianer und Mailänder, die ihren eigenen Vorthel so wenig verstanden und von Oesterreich abgefallen waren, und wie er es für eine Art von Vloyalität betrachte, denen da noch österreichisches Geld in den Taschen zu weihen. Als aber sein Drummen und seine Demonstrationen keinen Erfolg mehr hatten und als er sah, daß die Hetzvorberetzungen nichts desto weniger fortgesetzt wurden, fing ihm vor der Einsamkeit, die ihn fortan auf Schloß Hohenwang umgeben solle, ernstlich bange zu werden an. Ewald, die Gräfin, der Hauptmann, sein allewelt Getreuer, sie alle verließen Seefirchen; nur Hans blieb ihm zurück, Hans, dem er täglich heftiger grollte, und der seinerseits den Vater mied, soviel er nur konnte.

Der General war in diesen Tagen in einer gräßlichen Laune, er ärgerte sich so gewaltig und hustete in Folge dieser zornigen Erregung noch mehr als sonst. Er gab jetzt zu, daß er wirklich an Asthma leide, und als ihn Hauptmann Tiefenbach darauf aufmerksam machte, daß auch für ihn die milde Luft Italiens höchst wohlthätig und heilsam wäre, so widersprach er garnicht, und er brumnte in sich hinein, er wolle einmal den Rath seines Freundes in Erwägung ziehen. Am nächsten Tage war es eine ausgemachte Sache, daß er und seine Gemahlin Hohenwang verlassen würden, um vorerst die Wiener Ärzte zu konsultiren und, falls diese eine Reise nach Italien und einen mehrmonatlichen Aufenthalt daselbst für angezeigt hielten, zugleich mit Tiefenbachs und der Gräfin nach Venedig zu gehen.

Die Baronin, welche Ruhe und Bequemlichkeit vor Allem liebte, seufzte heimlich über diesen unerwarteten Beschluß ihres Gatten und Gebieters, aber sie war zu süßsam oder vielleicht auch zu indolent, um daran etwas ändern zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)